Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 398. **Freitag** den 7. August 1903. 97. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 7. August.

Sozialdemokratisches Mißvergnügen.

Um der durch die Elementarereignisse heimgesuchten Bevölkerung Teilnahme zu erweisen, wird sich die Kaiserin Anfang der nächsten Woche nach Schlesien und Posen begeben. Dem „Vorwärts“ kommt diese Reise angeblich ungelegen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß aus dem Besuch der hohen Frau viel Beruhigung namentlich in den Kreisen der Bevölkerung erwachsen wird, die mit der Scholle verwachsen sind, die sie bebauen. In der Vorstellung solcher Kreise wiegt ein Besuch der Kaiserin so schwer wie kaum etwas Anderes. Alles, was dazu beitragen kann, Beruhigung der Bevölkerung, Linderung von Notständen und Herabminderung von Gegensätzen zu bewirken, läuft der sozialdemokratischen Propaganda zuwider. Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands scheut sich aus guten Gründen, den Namen der Kaiserin selbst mit seinem Mißvergnügen in Verbindung zu bringen. Es zeiht statt dessen die „Monarchisten“, weil sie den Rat dieser Reise gegeben, des Unglücks. Denn die schwer Heimgesuchten würden die Frage aufwerfen: „Was soll uns diese Reise und diese Bekundung der Teilnahme Warum haben die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften nicht bei Zeiten Vorkehrungen getroffen, um das furchtbare Unglück zu verhüten, wozu die Möglichkeit vorlag?“ So erreichen die Monarchisten, sagt der „Vorwärts“, die solche Reisen empfehlen, nur, daß die Mißstimmungen der heimgesuchten Bevölkerung von denjenigen, denen sie mit Recht gälten, auf Persönlichkeiten abgelenkt würden, die gewiß daran keine Schuld treffe. Es ist nötig, diese Verschrobenheit sondergleichen festzunageln, zum Beweise, wie wenig es in die Zirkel der sozialdemokratischen Propaganda paßt, wenn eine königliche Frau in die von Elementarereignissen heimgesuchten Bevölkerungskreise tritt, um Teilnahme zu erweisen, sowie Anerkennung für die in den Tagen der Gefahr geleistete Hülfe kundzugeben. Das zu tun, haben die preußischen Königinnen von jeher als eines ihrer schönsten Vorrechte angesehen. Im Frühjahr 1888 schickte Kaiser Friedrich auf die Nachricht von den großen Ueberschwemmungen im Gebiete der Weichsel, der Nogat und der Unterelbe zunächst den Minister v. Puttkamer nach Westpreußen und Posen und sagte demselben: „Sprechen Sie, bitte, jedem der Heimgesuchten an der Nogat meine Teilnahme und Betrübnis aus. Könnte ich doch selber hin! Geldmittel sind angewiesen.“ Später begab sich die Kaiserin Viktoria nach Posen, Dirschau, Marienberg und Elbing. Weiterhin besuchte auch der Kronprinz unser heutiger Kaiser das Ueberschwemmungsgebiet der Nogat. Der Kaiser gab den Beschädigten aus seiner Privatkasse einen Beitrag von 50 000 ℳ, der Prinz-Regent von Bayern 10 000 ℳ, der König von Italien 40 000 Lire, welcher Sendung ein Schreiben beigelegt war, das den Wunsch des Königs aussprach, Deutschland seine Dankbarkeit zu beweisen für die vielfachen Beweise der Sympathie, welche die deutsche Nation bei verschiedenen Gelegenheiten für Italien bekundet habe. In der Reichshauptstadt hatte sich damals, ebenso wie jetzt, ein privates Hülfscomité, unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters v. Forckenbeck, gebildet, dessen Sitzungen die Kaiserin Friedrich verschiedentlich beiwohnte. Die Bemühungen und Sammlungen dieses Hülfscomités dienten dazu, die Hülfe des Staates und die vom Throne erflossene sehr wesentlich zu ergänzen. Das wird hoffentlich auch diesmal der Fall sein. (Nat.-Lib. Korr.)

Die preußischen Landtagswahlen und die Parteien.

Die „Kreuzzeitung“ verlangt eine bestimmte autoritative Erklärung der preußischen Regierung für die Landtagswahlen; der Inhalt dieser Erklärung soll eine Warnung an die bürgerlichen Wähler sein, etwa zu Gunsten sozialistischer Wahlmänner, bezw. Kandidaten zu stimmen. Der Wunsch der „Kreuzzeitung“ geht von der Besorgnis aus, daß liberale, insonderheit freisinnige Wähler ein Kompromiß mit der Sozialdemokratie schließen könnten. Wir glauben trotz mancher, eine derartige Verbindung befürwortende Stimmen im freisinnigen Lager nicht, daß es zu einem derartigen Kompromiß kommen wird, wenigstens nicht in dem Sinne, daß Freisinnige für Sozialdemokraten stimmen. Hat die freisinnige Wählerschaft schon bei den Reichstagsstichwahlen, die ja doch unter dem Schutze strengsten Geheimnisses vor sich gehen, nur zu einem geringen Bruchteile für sozialdemokratische Kandidaten gestimmt, so wird sie bei den öffentlichen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause erst recht dazu geneigt sein. Eine solche offizielle Einmischung der Regierung in die Wahlen hat doch auch ihr Bedenkliches — schon darum, weil die Regierung einen schweren Echec erleidet, wenn die Einmischung erfolglos bleibt —, sie ist deshalb nur im Falle größter Dringlichkeit am Platze, wie etwa bei den Reichstagswahlen von 1887. Von einer derartigen Dringlichkeit kann bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen in keiner Weise die Rede sein, denn man kann schon jetzt voraussehen, einmal, daß kaum ein Sozialdemokrat in das Abgeordnetenhaus gelangen wird, zweitens, daß überhaupt die Verschiebung der Parteiverhältnisse nur ganz gering werden dürfte. Daß aber diese Verschiebung, soweit sie eintritt, in dem Sinne erfolgt, daß die Macht der Kreuzzeitungsgruppe etwas vermindert wird, kann nur im Interesse der Regierung liegen. Wir sehen dabei ganz von der Kanalvorlage ab, sondern wir meinen generell, daß in einem nichtparlamentarisch regierten Staate die Regierung im Nachteile ist, wenn eine einzelne Partei, welche es auch immer sei, ein starkes Uebergewicht im Parlamente besitzt. Demgemäß kann es der Regierung nur erwünscht sein, zwar nicht, daß Liberale für die Sozialdemokraten eintreten, wohl aber, daß die Sozialdemokraten die liberalen Parteien darin unterstützen, den Konservativen einige Wahlkreise abzunehmen. Die Regierung kann dies um so eher wünschen, als sie in keiner Weise zu befürchten braucht, daß nun etwa dadurch der bisherige überwiegende Einfluß der Konservativen an die liberalen Gruppen übergehen könnte. Es handelt sich vielleicht um ein Dutzend Wahlkreise, deren Besitzwechsel die liberalen Parteien nicht wesentlich stärken, die konservativen Parteien nicht wesentlich schwächen wird. Trotzdem wäre dieser Mandatswechsel von Bedeutung, weil er die Bildung einer konservativen Zufallsmajorität unwahrscheinlicher machen würde, als jetzt, wo den konservativen Parteien nur wenige Stimmen an der Mehrheit fehlen. Aus diesem Grunde glauben wir auch, daß die Sozialdemokraten für die liberalen Kandidaten auch dann stimmen werden, wenn sie nicht auf Konzessionen zu rechnen haben. Man erinnert sich im sozialdemokratischen Lager sicherlich noch daran, wie bei der Vereinsnovelle im preußischen Abgeordnetenhause nur wenige Stimmen an dem Zustandekommen des Gesetzes fehlten. Wer aber hätte unter diesem Gesetze schwerer zu leiden gehabt, als die Sozialdemokratie? Deshalb handelt die Sozialdemokratie unserer Meinung nach durchaus nicht selbstlos, wenn sie auch ohne Gegenkonzessionen die liberalen Parteien unterstützt, sondern durchaus in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse.

Die deutschen Verleger und die Weltausstellung in St. Louis.

Eine Anzahl deutscher Verlagsfirmen, insbesondere die württembergischen, haben bekanntlich vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt, der Weltausstellung in St. Louis fernzubleiben, da die Gefahr vorliege, daß man, da die Reproduktion deutscher Verlagswerke in den Vereinigten Staaten nicht verfolgt werden kann, den amerikanischen Nachdruckern die deutschen Erzeugnisse bequem zur Ansicht und Auswahl vorführe. Seit einigen Tagen befindet sich nun ein Delegierter des Ausstellungscomités, Herr Bain, in Berlin, nach dessen Mitteilungen Aussicht besteht, daß das für das deutsche Verlagsgeschäft so ungünstige Copyright-Gesetz vom nächsten Kongreß zu unseren Gunsten abgeändert werden würde, wenn die deutschen Verleger sich etwas lebhafter an der Ausstellung beteiligten. Jeder anständige amerikanische Verleger wünsche eine Revision dieses ungerechten Gesetzes; z. B. sei der Sekretär der „American Copyright League“, Herr Putnam, Chef einer der ältesten Verlagsfirmen New Yorks. Ein von diesem Herrn ausgearbeiteter Entwurf habe Aussicht, vom Parlament angenommen zu werden, während ein früherer Versuch in dieser Hinsicht fehlgeschlagen sei, angeblich weil ein einziger Mann, der Vorsitzende der Arbeitergewerkvereine in Washington, dagegen gewesen sei. Nach dem neuen Entwurf soll es dem deutschen Autor gestattet sein, sein Werk innerhalb eines Jahres in Amerika schützen zu lassen. Herr Bain erklärt nun aber, das Fernbleiben der deutschen Verleger von der Ausstellung in St. Louis könnte zur Folge haben, daß das schon von allen Seiten gutgeheißene Projekt des neuen Gesetzes wieder in die Brüche gehe. Er meint, es dürfte sich ein Vorurteil gegen die Verleger bilden, denn die Ausstellung sei nicht verantwortlich für das Copyright-Gesetz. Es sei unsinnig, zu behaupten, daß die deutschen Verleger, falls sie ausstellen, riskieren, von den Amerikanern bestohlen zu werden, denn die amerikanischen Verleger wüßten ganz genau, wie man in Deutschland über diese Dinge denke. Und der einzige Weg, auf dem man vom amerikanischen Kongreß nichts erlangen könne, sei der, das amerikanische Volk zu beschimpfen und die Amerikaner Diebe zu nennen. Daß jener Beschluß der deutschen Verleger für die Amerikaner die Einschätzung als Diebe involviere, ist, bemerkt der „Hamb. Korr.“ sehr richtig, selbstverständlich eine ganz ungerechtfertigte Verallgemeinerung. Aber auch Herr Bain wird nicht dafür garantieren können, daß sich nicht drüben einzelne findige Köpfe finden, die einem solchen Geschäft nicht abgeneigt wären. Selbst wenn man übrigens eine solche Gefahr annehmen will, ist es auch, abgesehen von dem von Herrn Bain in Aussicht gestellten Entgegenkommen des Kongresses, doch noch fraglich, ob nicht der Nutzen, der dem ausstellenden Verlegern in St. Louis erwachsen kann, solche möglichen Nachteile reichlich aufwiegt.

Die Unruhen auf dem Balkan.

Schien gestern noch die Bewegung auf dem Balkan nicht schlimmer als vor acht Tagen, so lassen die heutigen Meldungen, die aus türkischer Quelle kommen und die vielleicht etwas blutiger gefärbt sind als wie es in Wirklichkeit ist, um der Türkei Grund zum Losschlagen und zum Vorgehen gegen Bulgarien, den Herd des Aufstandes, zu geben, erkennen, daß das Bandenunwesen auf einer Höhe angekommen ist, wo es Pflicht der Türkei ist, scharf, sehr scharf einzuschreiten. Da ihr ein schnelles Einschreiten hilft, das scheint mehr als zweifelhaft. Seit dem Frühjahr dieses Jahres zieht die Türkei Truppen auf der Halbinsel zusammen, ihre Befehlshaber drückten sich sehr zuversichtlich aus, auch unserem Berichterstatter hat man s. Z. in Monastir die Versicherung gegeben, daß die Truppen im Stande seien, die Ruhe zu bewahren. Wie jetzt die Pforte selbst zugeben muß, ist ihr das nicht gelungen. In einem Bericht an die österreichische und russische Regierung bringt sie die vielen blutigen Fälle zur Kenntnis der Mächte, daß diesen nun nichts weiter übrig bleiben dürfte, als den Türken das Zuschlagen zu erlauben. Die makedonischen Bandenführer bezeichnen ihre Wege mit Mord, Brand und Zerstörung. Dabei finden sie immer aus Furcht oder Sympathie Unterschlupf bei den Christen, die von ihnen zum Anschluß gezwungen werden. Höflich benachrichtigen sie vorher die Behörden, wenn sie ein Eisenbahnattentat im Schilde führen, und obgleich es angemeldet ist, gelingt es den Türken nicht, es zu verhindern. Alles in allem, die Lage auf dem Balkan ist ernst. Die Albanesen sind noch nicht beruhigt, der neugebackene König von Serbien muß auch etwas thun, um seine Popularität zu kräftigen, der Montenegriner liegt mit seinen Millionen Patronen schon längst auf der Lauer und die türkischen Untertanen werden zum Aufstande gezwungen. Eins ist bei der Sache von einigem Interesse, das ist die Haltung der Griechen, die anscheinlich von den Makedoniern mit bekämpft werden, weil sie am liebsten Rache für Chäronela nehmen und nach mehr als 2000 Jahren Makedonien sich angliedern möchten. Uebrigens gibt sich gar niemand die Mühe, die Bulgaren zu entschuldigen oder gar rein zu waschen. Man gibt jetzt offen zu, daß die Bewegung von Bulgarien ausgeht und von dort, wenn auch nicht offiziell, genährt wird. Das Nähere sagen die folgenden Mitteilungen:

* **Konstantinopel**, 6. August. (Meldung des Wiener K. K. Tel.-Korr.-Bureaus.) Von den Mitteilungen, welche die Pforte gestern der österreichisch-ungarischen und der russischen Botschaft übermittelte, besagt die erste, daß der Vali von Salonikі gemeldet habe, daß der Bandenchef Jovan in Konicova und Umgebung (Distrikt Jenidsche) die bulgarische Bevölkerung zum Aufstande aneifere und Vorbereitungen hierzu treffe. Der Vali von Monastir habe gemeldet, daß beim Ortsvorsteher von Litbische in der Nähe von Monastir Cirkulare und andere revolutionäre Papiere gefunden wurden, welche Einzelheiten über die Organisation des Aufstandes und die Aufforderung enthielten, in der ersten Nacht alle Mohamedaner und Griechen und alle Soldaten zu ermorden, um die Aufmerksamkeit Europas zu erregen, sowie alle Telegraphenlinien zu zerstören. Schließlich meldet

Feuilleton.

Renate von Grieben.

1]

Roman von Hermann Birkenfeld.

Nachdruck verboten.

Eine kleine Stadt, mit sehr engen Straßen, aus denen die Düfte der mannigfaltigen Morgenküchen Mühe haben, durch den rieselnden Nebel über die Firste der meist einoder zweistöckigen Häuschen emporzuquellen.

Vor diesen Häusern, an deren grau und gelb getünchten Wänden das Nebelwasser herabrieselt, mittelalterliches Pflaster, bucklig, schlüpfrig, mit Tümpeln hier und da zwischen den spitzigen Granitknollen.

Auf solchem Pflaster zu fahren, braucht's Nerven, zumal in dem rasselnden Gestell eines Hotelomnibus, der eben durch die Bäckerstraße holpert, um vor einer mit einem Messingschild gezierten, braungestrichenen Haustür zu halten.

„Georg Vollhard“ steht auf dem Schild.

Nicht als ob der Kutscher das erst hätte lesen müssen, um seines Zieles sicher zu sein. Nein, dafür kennt er doch seit zehn Jahren sämtliche Haustüren im Orte hinlänglich. Dennoch blinzelt er unter einem trägen Kopfnicken nach dem Schilde hin, als er die Wagentür aufreißt und brummt: „So, Fräulein!“

Dann schüttelt er sich den Regen von der Mütze.

Das Fräulein, das seinem Gefährt entsteigt, schüttelt sich auch. Oder vielmehr, es schauert zusammen, als es das Gesicht mit dem Seidenschleier darüber in die naßkalte Luft streckt. Dann, mit der Fußspitze auf dem Pflaster, seufzt es leise: „Gott sei Dank!“

Der Seufzer gilt der Vergangenheit, ein scheuer Blick aber, mit dem es die Häuser längs der schmalen Bürgersteige mustert, der Zukunft.

Dann, als dieser Blick gewahrt, wie sich am Hause gegenüber die Gardinen teilen und ein paar neugierige Köpfe zwischendurchlugen, huscht es wie ein ironisches Lächeln über das Gesicht, während das Fräulein die Börse zieht, den Kutscher auszulohnen.

Aber zur Ausführung dieses Vorhabens kommt es nicht. Denn mit einem Ruck wird hinterwärts die Tür des Hauses Vollhard aufgerissen und läßt ein dickbackiges Dienstbotengesicht erscheinen.

„Lassen Sie man, Fräulein! — Das Gepäck kommt nach oben, Kruse. Ich zeige Sie das.“

Die letzten Worte galten dem Kutscher.

Noch ein paar Sekunden zaudert das Fräulein, dann folgt es der Magd in den kahlen Hausflur, an einer durch eine Aufschrift als Comptoir bezeichneten Stube vorbei, über die ausgetretenen Eichenstufen einer knarrenden Treppe. Im oberen Stock eine Reihe weiß lackierter Türen, deren letzte die Magd nun aufreißt.

„So, das wäre Ihre Stube. Sie möchten sich's nur recht bequem machen, sagt unser Fräulein. Die liegt noch. So um elfe 'rum will sie aber aufstehen, und dann hole ich Sie hier ab“, spricht sie mit einem fast feindseligen Blick in das nun schleierfreie Gesicht der Angekommenen.

Die weiß nicht recht, ob sie sich ärgern oder diesen Empfang von der komischen Seite betrachten soll. Doch fragt sie, während Kutscher Kruse ihr Gepäck im Nebenzimmer verstaut, mit einem leisen Zucken um ihre Mundwinkel: „Schläft Fräulein Hengler immer so lange?“ worauf die Magd den Kopf schüttelt, mit ihren beiden roten Händen nach der Stirn deutet und mißbilligenden Tones hervorstößt: „Sie hat's hier — hier. Ach das ist ja ein Elend damit.“

„Womit? bleibt der jungen Dame einstweilen verborgen, da der dienstbare Geist des Hauses Vollhard, ohne weitere Fragen abzuwarten, aus der Tür watschelt, es dem Gaste überlassend, sich aus Geste und Bemerkung allerlei unheimliche Vorstellungen zu konstruieren.

Sie hat's hier — — im Kopf? — Fräulein Friederike Hengler geisteskrank? — Doch nein, ein solcher Gedanke war ja barer Unsinn. Eine Person, welcher ihr Vater auf dem Sterbebette seine Tochter anempfohlen, die ihr wiederholt so klar, so schlicht herzlich geschrieben und sie schließlich so dringend eingeladen hatte, bei ihr zu wohnen — ein solches Wesen war doch nicht von Sinnen!

Gleichviel — der Empfang hier im Hause entsprach wenig den Erwartungen einer ziemlich verwöhnten jungen Dame. Auf dem Bahnhofe schon war sie enttäuscht gewesen, niemand zur Begrüßung, zur Orientierung selbst, zu finden, bis sie sich schließlich auf den Rat eines Mitreisenden dem Hotelwagen anvertraute, dem einzigen vor dem Stationsgebäude haltenden Gefährte. Und nun — wenn Fräulein Hengler krank war, so gab es doch noch andere Leute in ihrem Hause, z. B. ihren Neffen, den Besitzer des Messingschildes an der Haustür, der den Besuch hätte willkommen heißen können ....

Nicht in bester Laune entledigt sich Renate von Grieben ihres Reisemantels, wirft ihn mitsamt dem grauen Frühjahrshut auf einen Sessel, stellt sich vor den grünglasigen Pfeilerspiegel zwischen den Fenstern und schüttelt den Kopf, daß ihre braunen Stirnlocken fliegen, reckt sich, dehnt sich, öffnet den kleinen Mund zu einem leisen Gähnen und fühlt, daß die nächtliche Fahrt von der Hauptstadt bis hierher sie doch ein wenig angegriffen hat.

Auf dem ovalen Sofatisch steht ein Frühstück bereit, zu welchem aufzufordern, die Magd wohl für überflüssig gehalten hat, und aus der Ofenröhre blinkt der Henkel einer Kaffeekanne. Denn der altmodische Kachelofen ist geheizt, obwohl Pfingsten vorüber.

Fräulein von Grieben gießt sich eine Tasse ein, nimmt aus dem durchbrochenen silbernen Körbchen einen Zwieback, knuspert, den Rücken an der warmen Ofenplatte, daran herum und besieht sich ihre neue Wohnung.

Ein reich altväterisches Zimmer, dessen Decke die Hände der Hochgewachsenen fast erreichen können, die Wände beklebt mit weißlichen, von spinnigen Rankenstreifen durchzogenen Glanztapeten und behängt mit ein paar alten Stichen in schwarzpolierten Rahmen. Hochbeinige, mit stark verschossenem grünlichen Samt bezogene Polsterstühle, in einer Ecke ein altmodischer Schreibschrank, in der anderen auf einem „Stummen Diener“ in steifbemalten Porzellanvasen zwei Maiblumensträuße. Und zwischen diesen Sträußchen eine hingestellte Photographie. Die bemerkt sie erst jetzt. Die Tränen treten ihr in die Augen, als sie danach greift: ihr Vater!

Leise stellt sie das Bild wieder auf seinen Platz. Mit den Vasen rechts und links und der weißen Decke darunter sieht es aus wie ein kleiner Altar. Aber es ist doch eine Art Willkommen hier im Hause, ein Zeichen von Mitgefühl für die Verwaiste.

Denn Renate von Grieben ist elternlos. Seit fünf Vierteljahren schon, die sie teils bei befreundeten Familien, teils in einem Fremdenpensionat der Hauptstadt zugebracht hat, wo sie, obwohl bei des Vaters Tode zwanzigjährig, noch reichlich Gelegenheit fand, ihrem lebhaften Geiste neue Nahrung zuzuführen. Frühzeitig mutterlos, hatte sie sich um so enger an den Vater angeschlossen, einen Verwaltungsbeamten, der über dem produktiven Anteil an brennenden Tagesfragen doch nicht das Interesse an ästhetisch-rezeptiver Tätigkeit verloren, der versucht hatte, sie zu lehren, was das Leben schön und schließlich einzig erlebenswert macht, insoweit es den Menschengeist aus der Dunstsphäre des Materiellen emporhebt in den Aether schönheitatmender Ideale.

So hatte Renate von Grieben mehr gelernt als andere Mädchen ihrer Lebenskreise, ohne aber mit ihrer, von braunen Locken umsäumten Stirn, den so lebensdreist ins Dasein blitzenden grauen Augen, der so gesund entwickelten Körperfülle auch nur das Geringste des anmutigen Reizes echter Mädchenhaftigkeit eingebüßt zu haben. Nebenbei: wenn ich von blitzenden Augen rede, so habe ich damit keineswegs gerade den Moment im Sinn, in welchem Fräulein von Grieben das Bild ihres Vaters auf das Tischchen zurückstellt, sich dann langsam umdreht und zum Fenster hinausblickt. In dem Augenblick sehen ihre Augen recht trübe und übernächtig aus. Sie fühlt das auch wohl selbst, weshalb sie mit einem leisen Seufzer in die Umarmung eines neben dem blauen Wärmespender stehenden niedrigen Sessels sinkt, ebendbesagte Augen schließt und so hindämmert — bis aus der Dämmerung fester Schlaf wird.

Der Schlaf gesunder Jugend, aus dem sie erst auf wiederholtes Klopfen an der Tür erwacht, um unter einem noch traumseligen „Herein“ die Augen aufzuschlagen.

„Das Fräulein wäre nun auf —“

„Wie? Was?“

„Das Fräulein ließe bitten —“

Die letzten Worte klingen schon mehr wie ein Befehl.

Renate von Grieben aber hat sich rasch in die Situation gefunden und ruft aufspringend: „Ich bin in fünf Minuten fertig“, worauf sie im Schlafzimmer verschwindet. Sie muß doch erst die Toilette ein wenig auffrischen.

Die Magd steht währenddessen unbeweglich auf ihrem Fleck an der Tür. Nur die dunklen Augen fahren im Zimmer umher, mißbilligend über Mantel und Hut des Gastes auf der Stuhllehne, und ebenso verdrießlich über das kaum berührte Frühstück. „Der war's wohl hier nicht fein genug?“

Mit „Leuten von“ hat Lina Salzmann in ihren sechsundvierzig Lebensjahren noch nichts zu schaffen gehabt, verbindet aber mit dem Begriff eine unbestimmte Idee von Aufgeblasenheit und allerlei Kränkung, die ein ehrlicher Christenmensch von „so was“ hinnehmen müsse. Und dieses junge Ding zumal — —

„Wie? Sie sind noch hier?“ fragt Renate, aus der Kammer tretend.

Lina mustert sie vom Kopf bis zu den Füßen.

SLUB
Wir führen Wissen.